

MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



MÄRZ 2000
NR. 18



STADTARCHIV UNNA
- Bücherei -
Zg. /
Zd 15

DER NACHTWÄCHTER

ALTE TRADITION NEU BELEBT



AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE MEHR ÜBER
ELF MONATE GEFÄNGNIS FÜR EIN OSTERFEUER • GRÜNE DAMEN-

Inhaltsverzeichnis

- 3 Esel Balduin: Müll
- 4 **Der Nachtwächter**
- 7 Wenn ich eine Ziege sehe...
- 10 Ein Ausflugsziel
- 11 Alter schützt vor Austausch nicht
Senioren auf neuen Wegen
- 12 **Elf Monate Gefängnis für ein
Osterfeuer**
- 14 **Die Grünen Damen**
- 17 Senioren in den Dolomiten
- 19 Begegnungen in Israel und Palästina
- 21 Alle Macht geht vom Volke aus...
- 23 Besuch im Zentrum für Gerontotechnik
- 24 Der Elbebiber
- 26 Umgeblättert und abgerissen – Kalender
- 28 250 Jahre Friedrichsborn

Aus drucktechnischen Gründen befinden sich die Seitenzahlen jetzt oben rechts, bzw. oben links.

Impressum

Herausgeber: Stadt Unna,
Seniorenbeauftragte
Rathausplatz 1
Tel.: 02303/103-396

Redaktion: Klaus Busse
Rudolf Geitz
Magdalene Henneberg
Gisela Lehmann
Christian Modrok
Heinz Naß
Brigitte Paschedag
Klaus Pfauter
Karola Schulz

V.i.S.d.P. Brigitte Paschedag

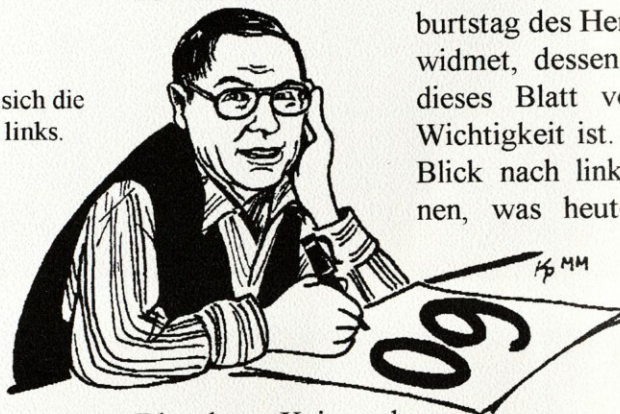
Zeichnungen: Klaus Pfauter

Gestaltung: Regina Grewe
Heinz Naß

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie halten wieder ein druckfrisches Herbst-Blatt in den Händen. Seitdem uns Gutenberg den Buchdruck beschert hat, wird die Menschheit mit Druckerzeugnissen geradezu zugeschüttet. Glücklicherweise erheben sich manche dieser Produkte wie grüne, von der Sonne verwöhnte Inseln aus dieser Papierflut. Wie, wozu falsche Bescheidenheit, dieses Herbst-Blatt.

Es erscheint alle drei Monate – ein Zeitraum, der von einem kleinen Redaktionsteam mit emsiger Arbeit ausgefüllt wird. Da werden auf Redaktionskonferenzen Themen gewälzt, ausgearbeitet und schließlich verworfen, um anderen Platz zu machen. Ja, der Platz, Mangelware in jeder Zeitung. Kürzen ist angesagt. Wichtiges herausstellen und nicht weniger Wichtiges, nach Meinung des betreffenden Autors, zu streichen. (Wie gerne hätte ich diese Glosse lieber dem 60sten Geburtstag des Herrn Naß gewidmet, dessen Arbeit für dieses Blatt von größter Wichtigkeit ist. Jedoch ein Blick nach links zeigt Ihnen, was heute alles ins



Blatt kam. Kein sechzigster Geburtstag dabei.)

Zu viele tolle Beiträge schlummern noch in Mappen und harren ihrer Chance: Analyse der Mißernte auf der Insel Malpelo, Vulkanausbrüche auf einem Jupitermond oder konstruktive Vorschläge bezüglich unseres 2-Stimmen-Wahlrechts. Unschwer zu erkennen, daß dieses die männliche Fraktion der Redaktion bewegt. Die Damen sind da etwas bodenständiger (sie sagen: realistischer) und schreiben über Stadtgeschichte, Essen auf Rädern, Ostern usw.

Aber das muß wohl so sein. Dieser Kampf der Geschlechter ist letztlich der Motor, der die Welt in Bewegung hält. Was seit Galileo Galilei funktioniert, klappt immer noch. Der Beweis ist dieses Herbst-Blatt Nr. 18.

Klaus Pfauter

Der Unnaer Esel...

...versinkt so manches Mal im Müll



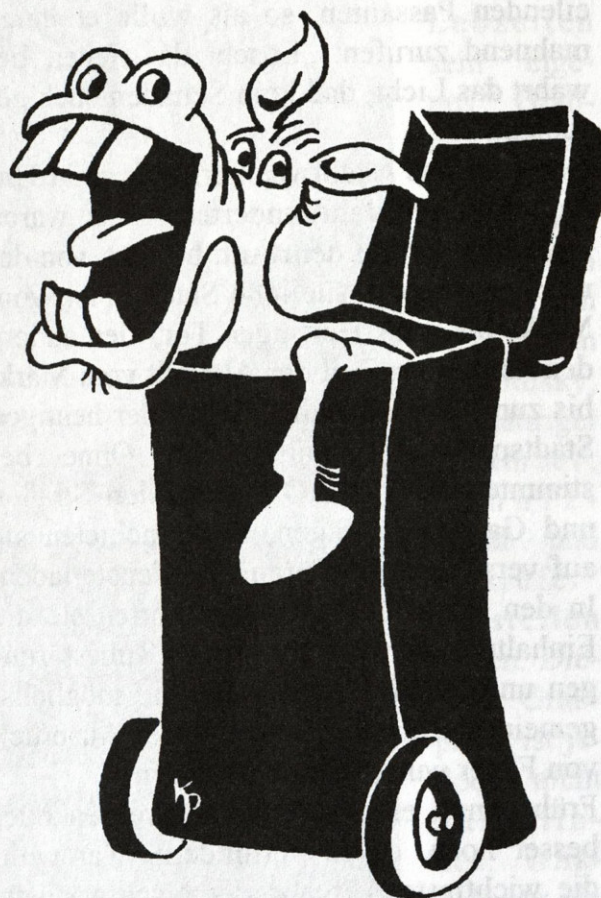
Wir sammeln und trennen Müll, so wie es der Herr Dr. Töpfer einmal wollte, vielleicht sogar besser, als er sich das einstmals vorgestellt hatte. Aber wenn so etwas relativ gut läuft, heißt es nicht, daß man auf den erzielten Ergebnissen ausruhen kann. Von mal zu mal hören oder lesen wir, daß im gelben Sack Müll gefunden wurde, der nicht dorthin gehört, oder daß in der grünen Tonne Biomüll in Plastiktüten abgelegt wurde. Das ist nicht nur ärgerlich für sammelnde und verarbeitende Unternehmen, sondern auch für die redlich trennenden Bürger. Ich bin weit davon entfernt, Mitbürger der Böswilligkeit zu beschuldigen. (Obwohl es auch schwarze Schafe gibt, aber diese sind wohl in einer unbedeutenden Minderheit).

Wie passieren solche, gelinde gesagt, Unregelmäßigkeiten? Die Gründe sind vielfältig. Zum einen ist es Unwissenheit. Für viele ist Kunststoffverpackungsmüll gleich Kunststoffmüll, Metallverpackungsmüll, sprich Dosen, gleich Metallmüll. Für Mitbürger, die der deutschen Sprache weniger oder gar nicht mächtig sind, stellen sich diese Probleme noch krasser dar. Eine andere Gruppe sind Senioren, die eine eigenwillige Einstellung zur Mülltrennung haben. Sie wollen sich manchmal nicht helfen lassen oder ihre jungen Helfer nehmen die Müllbeseitigung gänzlich auf die leichte Schulter. Eine völlig ausgefallene Gruppe sind die Menschen, die langsam aber sicher gegen alle Gesetze und Gebote immun werden. Wie Viren, die immer mit den gleichen Antibiotika bombardiert werden. Das liegt womöglich im Wesen des Menschen.

Was kann man nun tun? Einmal im Jahr bekommen wir ein Paket gelber Säcke und einen Müllabfuhrkalender mit Richtlinien zur Mülltrennung. Kann das wirklich alles sein?

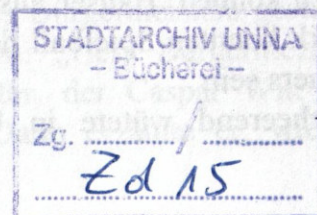
Jede Woche haben wir eine Menge Werbung in den Briefkästen. Theoretisch bekommt jeder Haushalt einmal in der Woche eine kostenlose Zeitung ins Haus.

Ich schlage vor, dieser Zeitung zumindest jede zweite Woche ein Blättchen beizufügen mit einer witzigen Zeichnung und einem Text in großer Schrift, um auf diese Weise etwas aufklärend auf alle Mitbürger einzuwirken.



Liebes Umweltamt, es wurde viel getan. Aber für unsere gemeinsame Zukunft kann noch mehr getan werden. Es nützt kein Stöhnen, wenn die „Erziehung“ auf der Strecke bleibt.

Herzlichst.....
Ihr Balduin



Der Nachtwächter

- von Gisela Lehmann -

„Hört ihr Herren und laßt euch sagen....“
Längst schon sind die Rufe des letzten Nachtwächters in Unnas Straßen verstummt, doch noch immer ist es, als wache er über „seine“ Stadt. Lebensgroß steht der steinerne Wächter in Amtstracht früherer Zeiten mit Lanze, Laterne und Rufhorn unter dem Erker an der Hauswand des „Bürgerhofs“ in der Schulstrasse. Die Gesichtszüge sollen jedoch den „ollen Werbinsky“ verraten. Streng schaut er auf die vorübereilenden Passanten, so als wolle er ihnen mahnend zurufen: „Löscht das Feuer, bewahrt das Licht, daß kein Schaden euch geschieht.“

Das Amt des Nachtwächters gab es in Unna schon seit Jahrhunderten. Stets waren zwei Männer mit dem Amt betraut, von denen der eine das südliche Stadtgebiet, vom Markt bis zum Hertinger Tor, der andere den nördlichen Teil der Altstadt vom Markt bis zum Viehtor (nahegelegen der heutigen Stadtparkasse) kontrollierte. Ohne bestimmten Plan und Order wurden Straßen und Gassen begangen, dabei achteten sie auf verschlossene Türen und Fensterläden. In den Wirtshäusern kontrollierten sie die Einhaltung der Polizeistunde. Ruhestörungen und Schlägereien hatten sie möglichst gemeinsam einzustellen und bei Ausbruch von Feuer wurde Alarm geblasen.

Früh genug einem Feuer zu wehren oder besser noch, es zu verhindern, war wohl die wichtigste Aufgabe der Nachtwächter. Nicht der Feind von draußen, den der Wächter vom Turm, welcher Tag und Nacht besetzt war, anzukündigen hatte, war der Feind der Städte und deren Bewohner - nein, es war die Feuersbrunst, die in den engen Straßen und Gassen hätte ausbrechen können. Häuser aus Lehm und Fachwerk konnten Spielball des zerstörerischen Feuers sein.

Verheerend wütete in Unna der Brand

1723. Durch leichtsinniges Hantieren mit einer Laterne geriet eine Scheune in Brand. Schnell breitete starker Wind das Feuer aus - 131 Häuser lagen in Schutt und Asche. 1892 starben 9 Feuerwehrleute bei Löscharbeiten des Großbrandes der Gastwirtschaft „Voss“ in der Morgenstraße und und...

Der „olle Werbinsky“, wie Unnas letzter Nachtwächter Friedrich Wilhelm Werbinsky scherzhaft genannt wurde, ging bis 1892 seine nächtlichen Runden in der südlichen Altstadt. Danach wurde das Amt des Nachtwächters nicht mehr besetzt. Polizei, Feuermelder, Telefon, Sirenen haben seine Dienste übernommen.

F.W. Werbinsky, der bis 1868 als Maurer gearbeitet hatte, bekam die freigewordene Anstellung als Nachtwächter für den oberen südlichen Stadtteil. Er schien der geeignetste unter den zahlreichen Bewerbern. Mit dem Amtseid, alle obliegenden Pflichten gewissenhaft zu erfüllen und treu, gehorsam und untertänig dem König zu sein, trat er seinen Dienst an. Auch Unna hatte schon seine Straßenlaternen und so war er gleichzeitig Laternenanzünder. Ein Jahresgehalt von 60 Taler, dazu alle 6 Jahre einen neuen Mantel mit der Aufschrift „Stadt Unna“ wurden ihm zugesichert. Ebenso gehörten zur Dienstausrüstung - außer der Laterne, die er verpflichtet war bei sich zu führen - eine Trillerpfeife für den Stundenpfeiff, Seitengewehr zur Verteidigung und das Horn für Feualarm.

Der Dienst des Nachtwächters begann, wenn es über dem Land und der Stadt dunkel wurde, also je nach Jahreszeit zwischen 9 und 10 Uhr. Dann wurden auch die Straßen leer. Wer Geld im Beutel hatte, ging in eines der zahlreichen Wirtshäuser. Durch die Gassen schritt der Nachtwächter mit der Öllampe für etwas Licht auf dem Weg, der oft holperig und ausgefahren war. Dem

Spätheimkehrenden oder Betrunkenen leuchtete er mit der Laterne heim. Das tat er gern, so kam etwas Abwechslung in seine einsamen Runden. Dabei erfuhr er die privaten Neuigkeiten aus der sicheren Quelle unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Am nächsten Tag wußte es dann allerdings die ganze Stadt.

Werbinsky war nämlich nicht nur Nachtwächter, zu gering der Lohn, um eine Familie zu ernähren, er war gleichzeitig im Tagesdienst Magistratsbote und Ausrufer öffentlicher und privater Bekanntmachungen.

Besucher des Hellweg-Museums finden dort noch die Ausschellglocke. Bei so viel Arbeit und Doppelbelastung blieb für den „ollen Werbinsky“ wenig Zeit zum Ausruhen. Er selbst soll gesagt haben, daß er mit vier Stunden Schlaf auskommen müsse. Böse Zungen behaupten

jedoch, er habe bei zwei oder drei gut befreundeten Familien einen Sorgenstuhl stehen gehabt, wo er auf seinen nächtlichen Runden, von allen unbemerkt, ein Nickerchen machen könne.



In den engen Gassen der Altstadt konnte sich ein Feuer schnell ausbreiten..

Der „olle Werbinsky“ muß schon ein ganz besonderer Mensch gewesen sein, denn wer nachts arbeitet bleibt häufig vom normalen Leben ausgeschlossen. Was bleibt vom Tag? Der nächtliche Lebensrhythmus ist in Fleisch und Blut übergegangen. Ein hoher Preis.

Vom „ollen Werbinsky“ allerdings weiß man Uriges und manches Döneken zu berichten.

So geht die Mär, Werbinsky habe sich zu Lebzeiten sein eigenes Grabmal mit der Inschrift „Hier ruht in Frieden Friedrich Wilhelm Werbinsky, langjähriger Beamter, Schutzmann und Ausrufer“ aufstellen lassen. Diese Grabplatte ist jedoch nicht aufzufinden. Wirklich nur ein Märchen? Obwohl – passen würde es zu ihm.

Weiter ist zu lesen, er sei einmal atemlos in die Amtsstube des Bürgermeisters gestürzt und habe gerufen: „Herr Bürgermeister, Herr Bürgermeister, der Caspar Witt hät sik uphangen“. Dann erzählte er, wie er

durch den Bornekamp kommend den Caspar Witt am Baum hängend gefunden habe. Witt aber war ein stadtbekannter Trunkenbold und hatte dem Stadtsäckel schon manchen Taler gekostet. So war wohl auch der Bürgermeister nicht besonders betrübt. Trotzdem fragte er Werbinsky, ob er ihn abgeschnitten habe. Dieser antwortete schelmisch: „Nee, Herr Bürgermeister, die Kiäl was noch nich ganz daut“.

Ebenso bereitete es ihm ein heidnisches Vergnügen, den des öfteren erst im Morgenrauen heimkehrenden Wilhelm Sommer vor seiner Haustür in der Massener Straße abzapfen zu lassen.

In der nächtlichen Stille begrüßte er ihn dann laut mit Namen und wünschte einen guten Schlaf. Diesem war der Gruß sichtlich unangenehm. Mit Recht befürchtete er, dass dadurch seine Frau und die Nachbarn unnützlich unterrichtet würden. Deshalb verbat er sich leise diese Begrüßung. Daraufhin soll Werbinsky gerufen haben: „Entschuldigung, Herr Sommer, es soll nicht wieder vorkommen!“ - Zu spät - die ganze Nachbarschaft war wach. -

Der „olle Werbinsky“ aber trottete weiter und freute sich schon auf das nächste Mal. Mit dem ersten Hahnenschrei, morgens zwischen 3 und 4 Uhr, war dann sein Nachtwächterdienst beendet.

Heute, im Jahr 2000, ist wieder ein Nachtwächter unterwegs. Der Stadtführer Benke begleitet auf abendlichen Rundgängen seine Gäste durch Unnas historische Altstadt.



An dieser Stelle sei mit Dank an Herrn Willi Timm erinnert, der uns mit seinem zusammengetragenen Wissen viele historische Momente erhalten hat. *

Gehirnjogging

Schon mal im Keller gestanden, ohne zu wissen, was Sie eigentlich wollten? Diese und andere Vergesslichkeiten lassen sich durch regelmäßiges Training vermeiden.

Ab dem 15. März 2000 Mittwochs von 11.00 bis 12.00 Uhr im Haus Husemann, Untere Husemann-Str. 36, Unna, Tel. 02303/2850

Wenn ich eine Ziege sehe...

- von Rudolf Geitz -

„Wenn ich eine Ziege sehe, muß ich hingehen und sie streicheln.“, so endet das kleine Gedicht „Die Bergmannskuh“ von Fred Endrikat. In der Tat ist die Ziege eines unserer liebenswertesten Nutztiere. In dem plattdeutschen Lied „Schmitz ihre Hippe is wiäg“ verstarb sogar der Halter aus Gram über seine entlaufene Ziege, und seine Witwe klagte: „Ach wat was dat för ne schöne Tiet, wenn se mit‘ em Papa tum Böcksken woult, dann kount se beide nich hännig genaug hinkoummen und se woullen auch gar nich mehr no Huse hen...“

Solche Lieder und Sprüche wie: „Wenn das Lämmchen nicht saufen will, setz ihm eine Eisenbahnerkappe auf“, machten die Runde, als man an Bahndämmen, Straßenrändern und Feldrainen „angepöhlte“ Ziegen friedlich grasen sah.

Die Tauben waren die „Rennpferde des kleinen Mannes“, aber der Gemüsegarten, das Schwein und die Ziege gehörten zum festen Bestandteil des jährlichen Ernährungsbedarfes. Jede Kleinsiedlerstelle oder Bergmannssiedlung wurde noch bis 1950 mit Garten und Stall geplant.

Eine Ziege lieferte pro Tag ca. 3-5 l. Milch mit um 3,5% Fettgehalt, die teilweise zu Butter geschlagen wurde. Gebratenes Ziegenlamm galt als hervorragender Festtagsbraten, ein luft-getrockneter Ziegenschinken - eine Delikatesse. Das weiche Ziegen-

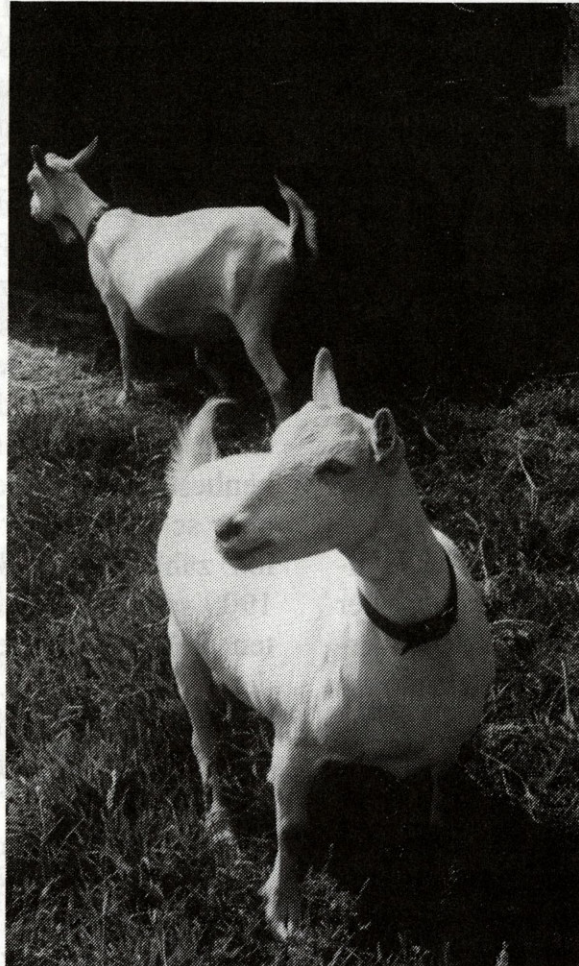
leder war ein begehrtes Material für Handschuh- und Taschenmacher.

Spaß bereiteten die hierzulande meist weißen Tiere, mit oder ohne Hörner, immer wieder. Wenn es eine Milchziege am Abend in den Stall zog, konnte der Opa oft

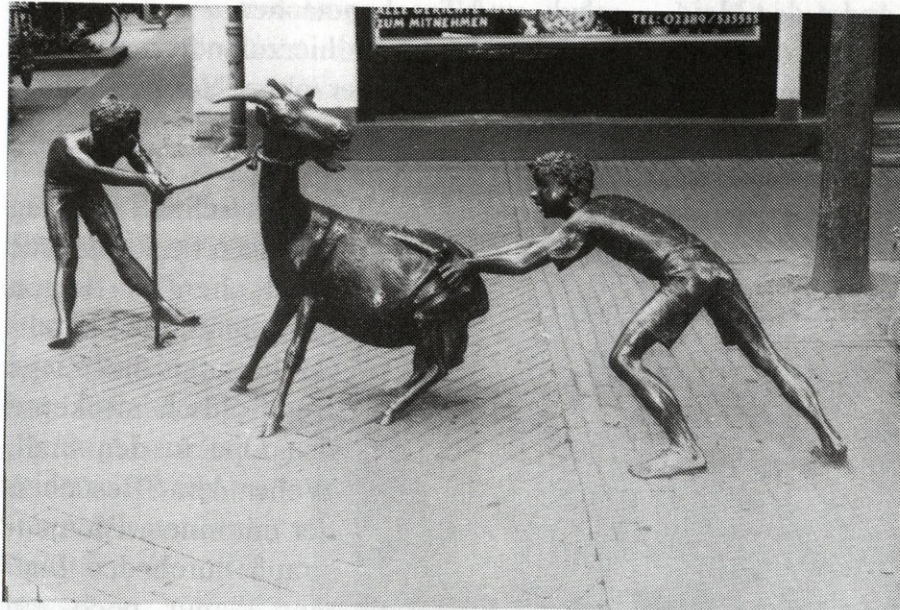
nicht schnell genug mitlaufen, die „Holschen“ flogen dann durch die Gartenfurche und die Ziege zog fröhlich meckernd den Opa in den Stall. Wehe dem Besucher, der mit einem Blumenstrauß durch den Stall ging - nur noch ein paar abgenagte Stengel blieben für den Empfänger übrig.

Zum eigenwilligen Biest wurde manche Ziege wenn es zum Melken ging. Absolute Ruhe im Stall war schon gefordert, wenn „Mutter“ selber molk. Wenn aber die Tochter zum Melken anrückte, wurde das Tierlein „zickig“. Da halfen

auch Mutters Kleider nicht. Die „alte Ziege“ traf mit dem Hinterlauf immer genau den Melkeimer, und die Milch floß ins Stroh. Böse konnte man ihr aber nie sein, denn sie ist von Natur aus eine „neugierige Ziege“, verspielt und einfallsreich. „Da kann man nicht meckern.“ Diese so liebenswerten, neugierigen, kontaktfreudigen und doch eigenwilligen Tiere tragen so schöne Namen wie Ziska, Zenta, Bella, Isolde oder Veilchen. Die Böcke werden stolz Sultan, Nathan, Vitus, Vulkan oder auch Freddy und Moritz benannt.



Unsere Nachbarstadt Werne hat dieser so beliebten „Kuh des kleinen Mannes“ in ihrer Fußgängerzone mit einer schönen Bronzeplastik ein Denkmal gesetzt.



Die Entwicklungsgeschichte der Ziegen geht zurück bis in das 8. Jahrtausend vor Christus und sie ist nach dem Hund vermutlich das älteste Haustier der Menschheit. Der ursprüngliche Lebensraum der Ziegen war Vorderasien. Von da aus verbreiteten sie sich in unterschiedlichen Rassen, als Haustiere über Afrika, Asien und Europa. Da die Ziegen über viele Kulturräume verteilt sind, tauchen sie auch in religiösen und mythischen Darstellungen vieler Völker auf. Der Ziegenbock galt als Verkörperung des Teufels und der Zeugungslust. Der griechische Gott Zeus hatte sogar eine Ziege als Amme. Da in Europa keine Wildziegen heimisch waren, müssen die Hausziegen in unsere Breiten vermutlich schon zur Jungsteinzeit eingeführt worden sein.

Eine planmäßige Ziegenzucht begann in Deutschland erst Ende des 19. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit entstanden überall im Lande die Ziegenzuchtvereine. Vielerorts warben sie mit Sprüchen wie: „Haltet Euch Ziegen, Euer Nutzen wird's sein. Milchnot und Sorgen, die schränkt ihr ein!“ Oder: „Vater bedenke: die Zeiten sind teuer.

Knapp ist das Geld, es drückt dich die Steuer. Kauf nicht, was winkt dir so freundlich im Laden. Trink nicht, was deiner Gesundheit kann schaden. Mußt wieder

halten die Ziege im Stalle, brauchst dann nicht kaufen Milch und Butter für alle. Kostbares Gut ist die Gesundheit der Deinen, Ziegenmilch schafft sie, bei Großen und Kleinen. Lern wieder sparen nach früherer Sitte, lern wieder trinken die Milch deiner Hitte!“ Der Unnaer Ziegenzuchtverein gründete sich 1908. In Westfalen wurde hauptsächlich die „Weiße deutsche

Edelziege“ gehalten. Die Größe des Ziegenbestandes war ein Spiegelbild für gute oder schlechte Zeiten im Land. In Westfalen zählte man 1840 ca. 75.000 Ziegen, 1900 schon 209.000. Diese Zahlen steigerten sich noch im ersten Weltkrieg und in den Hungerzeiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden 1949 noch über 127.000 Ziegen gezählt. Danach sanken die Tierbestände rapide. In Westfalen schätzt man den heutigen Bestand auf 7 - 8.000 Tiere. In Unna standen 1819 noch 203, und 1998 nur noch 7 Ziegen.

Ohne Bock keine Ziegenzucht. In der Stadt gab es noch bis nach dem Kriege mehrere „Bockstationen“. Eine davon war mit ihrer Halterin so stadtbekannt, daß man den Straßennamen „Wallgasse“ im allgemeinen als „Bocksminengasse“ bezeichnete. Eine Bockstation zu finden bedurfte es nur einer guten Nase, der unverwechselbare Duft der Böcke wies schon weithin den Weg. Die Züchter heute bemühen sich, Ziegen mit hohen Leistungsansprüchen zu ziehen. Ein sehr erfolgreicher Züchter aus der Nachbarschaft ist E.A. Viets in Holzwickede. Milchmenge- und Qualität sind neben der

Körperform ausschlaggebende Zuchtmerkmale. Eine Ziege mit Namen „Adele“ brachte es zu einer Rekord-Tagesleistung von 10 kg. Milch. So versteht sich auch die weltweite Bedeutung der Ziegen - vor allem in den Entwicklungsländern - als Grundlage der Ernährung. Die 480 Mio. Ziegen auf der Welt sind zu 93% in den Entwicklungsländern zu finden.

Die böse Ziege.



*Ein Sträußlein, abgepflückt,
damit es schmücke,*



*Wird oft, eh daß es schmückt,
ein Raub der Zicke.*

Die böse Ziege.

*Ein Sträußlein, abgepflückt,
damit es schmücke,
wird oft, eh daß es schmückt,
ein Raub der Zicke -*

Wilhelm Busch

In unserem Land wird Ziegenmilch hauptsächlich zu Käse verarbeitet und findet auch zunehmend Bedeutung bei der Behandlung von an Neurodermitis erkrankten Menschen. Das fettarme Fleisch dient nach wie vor zur Herstellung von Wurstwaren,

und das Ziegenlammfleisch, auch Kitzfleisch genannt, ist für den Feinschmecker immer ein besonderer Genuß. Diese Tatsachen haben auch in Deutschland den Ziegenbestand 1998 wieder auf ca. 100.000 Tiere ansteigen lassen. *

Wenn ich eine Ziege seh',
muß ich an zu Hause denken.
Höre ich das traute Mäh,
kann ich mich zurückversenken
in die Zeit der bloßen Füße.
Vor mir seh' ich Hof und Feld.
Tiere bringen ihre Grüße
aus der bunten Kinderwelt.
Wenn ich eine Ziege seh',
denk' ich an zerrissene Hosen,
und zum Dank für jedes Mäh
möchte ich ihren Bart liebkosn.
Friedlich grast die Bergmannskuh
unter Silberbirkenstämmchen.
Gab uns Milch und noch dazu
um die Osterzeit ein Lämmchen..
Die Kaninchen, Täubchen, Entchen,
Stare, Spatzen groß und klein,
bringen mir ein lustig Ständchen,
selbst der Kater stimmt mit ein.
Lieblich klingt das weiche Mäh,
Heimatklänge mich umschmeicheln.
Wenn ich eine Ziege seh',
muß ich hin geh'n
- und sie streicheln.

Fred Endrikat

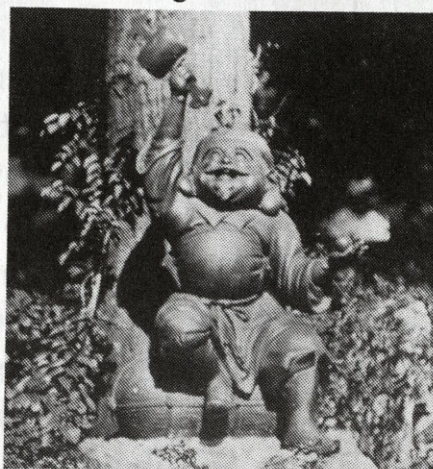


Ein Ausflugsziel

- von Karola Schulz -

Es wird Frühling, die Sonne lacht vom Himmel, erwärmt Menschen, Tiere und die Erde. Seidelbast duftet dem Frühling schon lange voraus. Schneeglöckchen, Krokus und Weidenkätzchen sind im März schon verblüht. Doch nun folgen andere Frühlingsblüher. Die Winterruhe der Gartenbesitzer ist beendet. Sie fangen an, in ihren Gärten und Anlagen 'rumzukrabbeln. Uns zieht es hinaus in Wald und Flur, wir erfreuen uns an dem frischen Grün. Ausflüge werden geplant.

Ein besonders lohnendes Ziel, eine Autostunde von uns entfernt, ist der Japanische Garten direkt an den Bayer-Werken in Leverkusen. Es ist eine schöne Parkanlage mit dicken, alten, schattenspendenden Bäumen. Der saftige, immer grüne Rasen - er wird bei Trockenheit von Angestellten der Bayerwerke gewässert - lädt zum Sitzen und Picknicken ein. Dem Park angegliedert ist eine Besonderheit: ein "Japanischer Garten". Seine Entstehung verdanken wir Carl Duisberg, der Aufsichtsratsvorsitzender der damaligen I.G. Farbenindustrie AG war, heute die Bayerwerke. 1926 besuchte er Japan. Von der dortigen Gartenkultur war Carl Duisberg so begeistert, daß er einen kleinen japanischen Garten, den er neben seiner Villa schon hatte, erweiterte. In den folgenden Jahren entstand eine Gartenlandschaft in der sich Kostbarkeiten aus Ostasien ansammelten. Beruhigendes Grün in allen Nuancen bildet den Hintergrund für ein einmaliges Farbspiel. Die bezaubernde Blütenpracht beginnt im Januar mit der japanischen Hamamelis (Zaubernuß). Es folgen im Frühjahr unzählige Azaleensorten, Rhododendron und Tulpen, gefolgt von Sommerstauden.



Steinbuddha

Erst im Spätherbst verblasen ihre Farben, dann leuchten Chrysanthemen und Asters. Folgen wir den verzweigten Pfaden des vom Wasser durchzogenen Gartens über Brücken, Stufen und Torbauten, gibt es immer wieder einmalige ostasiatische Kunstwerke zu bestaunen. Japanische, grimmig dreinblickende Tempelhunde bewachen Eingänge, wasserspeiende Drachen erschrecken uns. Dickbäuchige Steinbuddhas lächeln uns an. Kwanon, die Göttin der

Barmherzigkeit sitzt majestätisch auf einem hohen Sockel.

Ein Teehaus mit doppelt geschwungenem Dach, steht inmitten dieser Naturpracht. Daneben fließt über den Weg ein kleines Rinnsal. Kinder hocken davor und spielen mit Steinchen. Dazwischen immer wieder Koniferen, Bambusgräser, Goldahorn und Mammutbäume.

Zum Bestaunen und Verweilen sind Bänke aufgestellt.

Von einer Holzbrücke mit rot angestrichenem Geländer sehen wir hinunter. In dem Wasser schwimmen große Schildkröten und unzählige Goldfische und Karpfen. In dem flachen Gewässer liegen dicke Steine. Wer mag, kann darüber auf die gegenüberliegende Seite hüpfen. Alle Gewässer in dieser einmaligen Anlage sind warm. Es ist Kühlwasser aus den Bayerwerken. Jedes Jahr lockt diese Oase der Ruhe und Schönheit Tausende von Besuchern an. Es wird kein Eintrittsgeld erhoben und es ist das ganze Jahr geöffnet.

Fließend geht der „Japanische Garten“ in die Bauten des Bayer-Kommunikationszentrum mit Restauration über. Jeder Besucher kann sich dort über die Bedeutung der Chemie im Alltag informieren. *

Alter schützt vor Austausch nicht

Senioren auf neuen Wegen

- von Brigitte Paschedag -

Längst hat sich an vielen Universitäten im In- und Ausland das Seniorenstudium etabliert. Ein einheitliches Konzept allerdings gibt es bis heute nicht.

In Dortmund besteht das „Weiterbildende Studium für Senioren“ bereits seit über 20 Jahren. Inzwischen ist es mit internationalen Instituten und Projekten vernetzt.

In Kooperation mit Vertretern aus China, Japan, England und Deutschland hat das UNESCO-Institut für Pädagogik in Hamburg ein internationales Forschungsprojekt zur Erarbeitung von Konzepten für intergenerationelles Lernen, wie es in Dortmund praktiziert wird, ins Leben gerufen.

Eine internationale Planungskonferenz fand bereits 1999 im Haus Bommerholz, dem Gästehaus der Universität Dortmund, statt. Diese hatte die Gründung einer internationalen Gesellschaft mit dem Namen „Generations Together International“ zum Ziel. Die Tatsache nämlich, daß in Dortmund Jung und Alt seit Jahren gemeinsam studieren, fand großes Interesse bei ausländischen Universitäten.

Studentenaustausch

Noch darüber hinaus geht ein neues Projekt, das die Universität Granada bei der Europäischen Union beantragt hat und das inzwischen genehmigt ist. Dabei geht es um den Austausch von SeniorenstudentInnen. Die dabei gemachten Erfahrungen sollen als Grundlage für ein internationales Modell des Seniorenstudiums dienen. Das Jahr 2000 dient zunächst noch der Planung. 2002 soll es dann losgehen.

Bisher steht fest, daß von jeder der beteiligten Universitäten 12 SeniorenstudentInnen in 6 Gruppen zum Erfahrungsaustausch die anderen Hochschulen besuchen

sollen. Die wissenschaftliche Begleitung für die Dortmunder liegt bei Professor Dr. Ludger Veelken.

Lernen und Tätigsein

Ein weiteres Projekt wurde von der Internationalen Vereinigung der Universitäten des 3. Lebensalters bei der EU beantragt. Dabei geht es um die Analyse der verschiedenen Formen des Seniorenstudiums. Auch daran ist die Universität Dortmund maßgeblich beteiligt. Das Dortmunder Modell, das einen Zusammenhang zwischen Lernen und Tätigkeit herzustellen versucht, stößt



nämlich zunehmend auf internationales Interesse. Es geht in Dort-

mund nicht etwa nur um die Vorbereitung auf eine ehrenamtliche Tätigkeit, sondern vor allem darum, wie ältere Menschen nach dem Ausscheiden aus dem Beruf wieder aktiv in die Gesellschaft eingegliedert werden können. Dieser Aspekt wird von anderen Universitäten bisher kaum berücksichtigt, gewinnt aber - wie die Erfahrung der Dortmunder SeniorenstudentInnen und ihrer wissenschaftlicher Begleiter zeigt - zunehmend an Bedeutung.

Wer sagt eigentlich, daß Ältere nicht mehr in der Lage sind zu lernen? Das Dortmunder „Weiterbildende Studium für Senioren“ unter seinem Leiter Professor Dr. Veelken beweist das Gegenteil!

✱



Elf Monate Gefängnis für ein Osterfeuer

- von Rudolf Geitz -

Das Osterfeuer ist ein alter Volksbrauch. Sicherlich wurden schon zu vorchristlicher Zeit im beginnendem Frühjahr Freudenfeuer entzündet. Die kalte Winterzeit war vorüber, die Vegetation erwachte aus dem langen Kälteschlaf. Grund genug, ein Fest zu feiern. Aber auch den bösen Geistern wollte man kräftig einheizen. Ein großes Feuer war nun das beste Mittel die kalten Wintergeister zu vertreiben. Da sich dieser Brauch später zeitlich mit der Auferstehung Christi deckte, verschmolzen die Bräuche beider Feste bis auf den heutigen Tag.

Die vielen kleinen Feuer, die einstmals fast jeder Gartenbesitzer, auch aus praktischen Erwägungen, abbrannte, sind heute aus Gründen des Umweltschutzes verboten. Da aber die allseits beliebten Osterfeuer und die meist feuchtfröhliche Stimmung drum herum die nachbarschaftlichen Beziehungen fördern, genehmigen die Behörden unter gewissen Auflagen größere Gemeinschaftsfeuer. Behördliche Reglementierungen haben aber schon vor mehr als 150 Jahren die Unnaer Bevölkerung zu heftigen Protesten gegen die Obrigkeit aufgebracht, wenn auch unter anderen Voraussetzungen. Schon im Dezember 1798, so nach alten Akten, wurde „die Anzündung des zum Osterfeuer bestimmten brennbaren Vorrates“ in Unna und den Nachbarstädten verboten. In allen Kirchen der Grafschaft Mark wurde dieses Verbot durch „Kanzelankündigung“ bekannt gemacht.

Der Grund für das sich jährlich wiederholende Verbot waren die rüden Methoden der jungen Burschen beim Zusammentragen des Brennmaterials. Nichts war vor ihnen sicher, weder Hecken noch Zäune, selbst Bäume sollen gefällt worden sein. Als sich 1824 die Klagen wieder einmal mehrten, verbrannte die Gendarmerie das

zusammengetragene Material. Dennoch wurden 20 junge Männer zur Zahlung von je einem Taler in Haft genommen, weil sie am Karfreitag wieder Holz für ein Osterfeuer gesammelt hatten. Doch „trotz schärfster Überwachung konnte die bewaffnete Macht ein Abbrennen von Osterfeuern nicht verhindern“.

Auch im Jahre 1841 gab es wieder zahlreiche Anzeigen gegen jugendliche Holzsammler, welche Hecken und Zäune zerstörten. Zum nächsten Osterfest lenkte nun die Stadtverwaltung ein und schlug vor, ein gemeinschaftliches Feuer zu veranstalten. Bis dahin hatten die jeweiligen Stadtquartiere, es gab 5 davon in der Stadt, ihr eigenes Feuer entfacht. Nach einem bestimmten Plan sollte im Wechsel jeweils ein Quartier das Feuer ausrichten. 1842 fiel das Los auf das Viehtorquartier. Der Bürgermeister ließ den Magistratsbeschluß durch „Gassenruf“ und Ablesung in den Schulen bekannt machen. Doch die Obrigkeit stieß auf taube Ohren. Schon vor dem Weihnachtsfest sammelten die Burschen aller Quartiere – teils mit Beilen bewaffnet – Brennholz und verteidigten ihre Stapel gegen die anderen Lager mit allen Mitteln. Daraus ergaben sich kräftige Prügeleien, in die sich auch Erwachsene einmischten. Es gab einige Verletzte. Daraufhin verstreute die Polizei das angesammelte Holz weit über die angrenzenden Fluren.

Als der damalige Unnaer Bürgermeister Perizonius mit einigen Polizeibeamten die Aktion überwachen wollte, wurden sie mit Hohn- und Spottrufen empfangen. Die an den Stadttoren aufgestellten Wachen wurden mit Steinen beworfen und angegriffen. Darauf kam es am Oster Sonntag, dem 27. März 1842 zu großen Tumulten in der Stadt. Durch die Gassen tobten handfeste Schlägereien, während

vor der Stadt doch noch Feuer brannten. Zur gleichen Zeit wurde schon im Rathaus am Markt eine gerichtliche Untersuchung der Vorfälle unter Vorsitz des Land- und Gerichtsrates Striethorst eingeleitet. Hierbei müssen sich solch schwere Straftaten herausgestellt haben, daß ein Eingreifen des Oberlandgerichtes Hamm erforderlich wurde. 58 Unnaer Bürger, darunter 2 Ehefrauen, mußten sich dem Gericht stellen. 38 von ihnen wurden zu Gefängnisstrafen zwischen 8 Tagen und 4 Monaten verurteilt. Der ausgemachte Rädelsführer wanderte für elf Monate hinter Gitter.



Aber auch die vom Hammer Gericht freigesprochenen Bürger kamen nicht ganz ungeschoren da-

von. Z.B. lautete ein Urteil:

„Für Recht anerkannt! Daß wegen der Anschuldigung der strafbaren Anwesenheit bei einem Tumulte und der Anstiftung eines Auflaufes aus Leichtsinne den Inkuipat (unbescholtenen) Gastwirt Herbzeitht zu Unna, vorläufig frei zu sprechen, und die Kosten zu gleichen Thei-

len zu Last zu legen, und für alle und alle für Einen zu haften“.

Wir, das „Herbst-Blatt“ wünschen unseren Lesern zum Osterfest 2000 einen ruhigeren und friedlicheren Verlauf. *

Berichtigung – oder: Manche Fehler passieren immer wieder

In unserer Dezemberausgabe, Heft 17, hat sich in den Beitrag „Unna – eine Stadt in Europa“ auf Seite 10 ein Druckfehler eingeschlichen.

Natürlich beging die Stadt Unna ihr 700-jähriges Stadtgründungsfest. Wir hatten die Stadt aber schon 50 Jahre älter erscheinen lassen. Jedoch mit diesen historischen Zahlen taten sich auch schon 1950 unsere damaligen Stadtväter schwer, konnten doch die professionellen Geschichtsschreiber nachweisen, daß Unna im Jahre 1250 noch ein Dorf war. In einer Urkunde vom 15. Juni 1278 wird die heutige Stadt noch als „villa Unnay“, also „Dorf Unna“ bezeichnet, ganz im Gegensatz zu Kamen und Iserlohn, welche in gleicher Urkunde schon „opida“, also Stadt genannt werden. Zwar stürmten 1243 die Truppen des Kölner Erzbischofes das schon befestigte Dorf Unna, brandschatzten es und plünderten die Kirche. Erst nachdem sich die Grafen von der Mark aus der Vorherrschaft der Kölner Erzbischöfe durch die „Schlacht bei Worringen“ 1288 befreien konnten, erteilte Graf Engelbert I den Unnaer Bürgern erste Stadtrechte. Mit einer Urkunde, datiert vom 23. April 1290, an der auch ein erstes Unnaer Stadtsiegel hängt, wird ein „Rat und Gemeinheit der Stadt Unna“ erstmals bezeugt.

Unter welchem Vorzeichen auch immer dieses vor nunmehr 50 Jahren, zwei Jahre nach der Währungsreform, gefeierte Stadtfest stand, - es war für alle Beteiligten ein sehr fröhliches Fest und zudem der Vorläufer aller nachfolgenden Unnaer Stadtfeste. *

Die Grünen Damen

Ehrenamtlicher Dienst in Krankenhäusern

- von Karola Schulz -

Die Entstehungsgeschichte

Am 29. September 1999 hatte die deutsche Evangelische Krankenhaus-Hilfe ihr dreißigjähriges Jubiläum. Aus diesem bedeutenden Anlass gab es ein Bundestreffen in Bonn. Eintausend Damen – einige kamen weither, aus Flensburg und Passau - nahmen daran teil.

In einem festlichen Rahmen wurde das ehrenamtliche, unbesoldete Engagement dieser Krankenhaus-Laienhelferinnen gewürdigt und für ihre verdienstvolle Tätigkeit an kranken und alten Menschen gedankt.

Grußworte sprach unter vielen anderen der Bundespräsident Johannes Rau und die Bundesministerin für Gesundheit Andrea Fischer. Gabriele Trull, die Bundesvorsitzende und Nachfolgerin von Frau Brigitte Schröder, ließ 30 Jahre Evangelische Krankenhaus-Hilfe Revue passieren.

Begonnen hat diese Bewegung in den sechziger Jahren. Frau Brigitte Schröder, die Frau des ehemaligen Außenministers, hatte in den USA die „Pink Ladies“ kennen gelernt. Es sind Frauen, die in den Krankenhäusern ehrenamtlich Patienten betreuen. Frau Schröder war von dieser Idee begeistert und beschloss, einen derartigen Versuch auch in Deutschland einzuführen. Dazu war es nötig, daß Frau Schröder viele Gespräche mit Ärzten, Geschäftsführern und Oberrinnen der Krankenhäuser führen mußte, sei es in Bonn, Köln oder Düsseldorf. Sie waren nicht sehr angetan von ihrem Anliegen. Fürchteten sie doch Störungen des Betriebes oder gar unsachgemäße Kritik. Unter Mithilfe einiger couragierter Frauen erreichte Frau Schröder 1969, daß in Düsseldorf erstmalig im Evangelischen Krankenhaus ehrenamtliche Helferinnen in ihren grünen Kitteln in der Cafeteria (!) ihren Dienst aufnehmen konnten. In den

folgenden Jahren wurden in drei weiteren Ev. Krankenhäusern im Rheinland Gruppen eingerichtet. Endlich konnten die Frauen auch Pa-tienten auf den Stationen aufsuchen. Das war nämlich die Zielgruppe dieser Arbeitsgemeinschaft, aus christlicher Überzeugung Laienhilfe an kranken und älteren Menschen zu verrichten und sich um diese zu kümmern.

Neben der medizinischen und pflegerischen Behandlung durch das hauptamtliche Personal brauchen viele Patienten, vor allem alleinstehende, ortsfremde oder ältere, persönliche Zuwendung oder Gesprächspartner. Das Pflegepersonal ist mit diesen Wünschen oft überfordert.

Gesetzgebung und finanzielle Auflagen der Kostenträger zwingen die Krankenhäuser zu Rationalisierung, so daß es dem Personal zunehmend erschwert wird, sich neben der notwendigen medizinischen und pflegerischen Behandlung auch um die persönlichen Bedürfnisse der Patienten zu kümmern.

1982 wurde die gut funktionierende Arbeitsgemeinschaft Evangelische Krankenhaus-Hilfe auf Evangelische- und Ökumenische Krankenhaus- und Altenhilfe erweitert. Inzwischen beteiligen sich die Caritas-Konferenzen an diesem „Grünen-Damen-Programm“. Der Dienst weitet sich auf die Alten- und Pflegeheime aus.

Der hellgrüne Arbeitskittel der Frauen (und einiger weniger Männer) signalisiert: ich bin hier ehrenamtlicher Laie und nicht im Pflegedienst tätig. Gerade darum fällt es vielen Kranken leichter, über persönliche Dinge zu reden oder einen Wunsch zu äußern. Sicher gibt es Besuch von „draußen“. Es geht dabei meistens nur um familiäre Dinge: Beruf, Wäsche, Bankgeschäfte, Kinder und Haushaltsführung. Oft sind die Kranken nach so einem Besuch aufgeregt.

Doch wie geht ihnen zwischen den Besuchen oder wenn sie gar keinen Besuch erhalten?

Mit einer Grünen Dame auf der Station

Im Evangelischen Krankenhaus Unna wurde dieser ehrenamtliche Dienst 1981 von Frau Marlitt Bömcke eingerichtet. Sie leitet noch heute die Gruppen verdienstvoll und sehr erfolgreich. In diesem Krankenhaus begleitete ich eine Grüne Dame, Frau Haumann. Sie ist jeden Mittwoch von 09.00 bis 12.00 Uhr dort tätig. Und das schon seit 16 Jahren!

Zuerst meldeten wir uns im Schwesternzimmer der Station an. Darauf gingen wir in das erste Krankenzimmer. Zwei Herren waren darin. Nach einem frohen „Guten Morgen“ wurden sie gefragt, ob sie einen Wunsch hätten.

„Nein, danke, wir können laufen und machen alles selbst“, antworteten sie. Als sparsame Hausfrau macht

Frau Haumann die Deckenbeleuchtung aus, es war ja taghell.

Dann gingen wir in das nächste Zimmer. Zwei alte Damen hielten sich darin auf. „Schütteln Sie mir bitte die Kissen auf“, sagte die Sitzende, „der Rücken tut mir so weh“. Die andere Patientin wünschte Wasser zu trinken.

Als die Grüne Dame beiden geholfen hatte, ging es in Zimmer drei. Drei Patientinnen lagen dort. Eine von ihnen wünschte eine Pediküre, die zweite stöhnte, die Beine würden so weh tun, ob die Grüne Dame es bitte der Schwester sagen würde. Beide Wünsche wurden umgehend weitergeleitet.

So gingen wir von Zimmer zu Zimmer. Illustrierte, Gebäck und Süßigkeiten wurden am Kiosk geholt und Telefonkarten gekauft.

Manche Patienten kamen mit der Fernseh- und Telefontechnik nicht zurecht. Frau H. half. Fenster wurden geöffnet bzw. geschlossen und wo es angebracht war, ein kleines Erlebnis von der Straße oder aus der Stadt erzählt. Die Gesichter der Kranken hellten sich auf, alle waren für einen Moment freundlicher und lächelten.

Es gibt einen Bücherwagen der hauseige-



Grüne Damen im Evangelischen Krankenhaus Unna

nen Bücherei, der durch die Stationen gefahren wird. Dabei bieten sich viele Gesprächsbrücken mit den Patienten an. Gespräche sind besonders wichtig für Menschen, die keinen Besuch bekommen. Sie haben die Möglichkeit all das auszusprechen, was sie belastet. Auch für Schwerkranke ist das Gespräch an manchen Tagen sehr wichtig. Es nimmt ihnen Ängste und beruhigt sie ein wenig.

Kliniken sind für neu angekommene Patienten unübersichtlich und verwirrend. Sie sind dann unsicher, verwechseln Türen oder verlaufen sich gar. Da kann die Grüne Dame helfen, sie zu Therapien und einem

Gang über den Flur begleiten. Alles ohne Zeitdruck, denn sie nimmt sich die Zeit dafür.

Die Patienten und Patientinnen sind sehr dankbar.

„Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer freut.“

Goethe

Die Grünen Damen haben durch ihr Ehrenamt direkt am Menschen auch selber einen Gewinn. Sie nehmen aktiv am Leben teil, fühlen sich sozial geschätzt und eingebunden, ihre Lebenslust steigt.

Inzwischen sind leider einige der Grünen Damen im Evangelischen Krankenhaus Unna selbst alt und teilweise krank geworden. Auf eigenen Wunsch scheiden sie aus der Verbindung aus, haben aber immer noch mit dem Stamm Kontakt.

Es findet ein jährlicher Ausflug statt, eine Weihnachtsfeier wird gemeinsam begangen. Im vierteljährlichen Rhythmus treffen sich die Damen mit einem Referenten zur Weiterbildung.

Das ganze Jahr über wird für Weihnachtsdekorationen gebastelt. Auf jeder Station und in jedem Krankenzimmer wird ein Stern an ein Fenster geklebt. Ca. 380 Patienten bekommen Weihnachten ein kleines Präsent.

1998 gehörten der Evangelischen / Ökumenischen Krankenhaus-Hilfe bundesweit 11.000 Frauen und Männer an.

Ihr großes Kapital ist „Zeit“, die sie sich bewußt für die Kranken nehmen.

Nachwuchs gesucht

Es wird dringend Nachwuchs benötigt. Frauen und Männer, die aus Nächstenliebe und sozialem Engagement ehrenamtlich den Laienhilfegruppen der Grünen Damen beitreten wollen wenden sich bitte an das Evangelische Krankenhaus in Unna. Dort werden Ihnen Kontaktadressen genannt.

Das ist das Motto der Grünen Damen:

Wir nehmen uns Zeit für Patienten

- zum Zuhören
- für Gespräche
- für Spaziergänge
- zur Hilfe beim Essen
- zur Begleitung zum Gottesdienst
- mit dem Bücherwagen auf allen Stationen



Frau Elke Dreisvogt war Patientin in diesem Krankenhaus und hat folgendes Gedicht geschrieben:

Späte Betrachtungen!

Da lieg ich nun in meinem Bette
und überlege hin und her,
was wäre, wenn ich euch nicht hätte?
Wie wäre dann mein Dasein leer.

Drum muss ich denken an die Kranken
die einsam sind in diesem Haus,
die nur aus der Erinnerung tanken,
und wissen sonst nicht ein und aus.

Die warten auf die "Grünen Damen"
Freiwillige zum Dienst bereit,
die an jedem Kummer Anteil nahmen
und hatten zum Zuhören Zeit.

Da wurden Schmerz und Leid geringer
und Zukunftssorgen winzig klein.
So sind sie nicht nur Freudenbringer
ihr Zuspruch wird stets "Segen" sein!

*

Senioren in den Dolomiten

- Am Rande einer Bergwanderung erlebt von Christian Modrok -

Wer an einen Urlaub in den Bergen denkt, meint gleich die Alpen. Aber wandern in den Alpen, das ist nichts für ältere Leute; so meinen wiederum die jungen. Aber daß die Berge auch den Senioren neue Lebensfreude ohne exzessives Wandern spenden kann, beweist folgender Bericht:

Nach einigen Wanderurlauben in den deutschen und österreichischen Alpen wählten meine Frau und ich die Dolomiten in Südtirol als Urlaubsziel. Diese Bergregion fasziniert sofort mit ihren schroffen Felsformationen. Ob in St. Ulrich, Corvara oder Cortina d'Ampezzo, überall sieht man rundum zerklüftete Berggipfel, die diese Gegend optisch so attraktiv machen. Bei Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang glühen die Gipfel in einer atemberaubenden Weise. Diese Naturereignisse hinterlassen unvergessliche Eindrücke in unseren Erinnerungen.

In den Dolomiten gibt es gute Straßen und Wanderwege in allen Schwierigkeitsgraden. Eines Tages schlug uns unsere Pensionswirtin vor, einen Ausflug zu den „Drei Zinnen“ zu unternehmen. Man könne bis zu den Felsen mit dem Auto fahren, sagte sie. Dann könne man, je nach vorhandener Kondition, unterschiedliche Wanderungen oder nur einen Spaziergang machen. Tatsächlich führte eine gute Mautstraße bis zur Auronzo-Hütte. Da befand sich ein großer Parkplatz. Mit kleinem Gepäck im Rucksack machten wir uns auf den Weg. Bis zur Lavaredo-Hütte führte ein breiter, kaum ansteigender Weg. Wir fühlten uns gut, und so gingen wir weiter einen schon etwas schwierigeren Weg bis zur Drei-Zinnen-Hütte. Die kleinen Anstrengungen wurden von den traumhaften Aussichten

bei sonnigem Wetter reichlich belohnt. Wir gingen den gleichen Weg zurück, was wir sonst selten machen. Auf dem breiten Weg von der Lavaredo-Hütte zum Parkplatz spazierten viele Leute, zum größten Teil Senioren. Sie wurden mit Bussen zur Auronzo-Hütte gebracht, von wo aus sie nach Belieben „wandern“ konnten. Ich habe mehrere Personen und Gruppen angesprochen. Sie kamen aus verschiedenen Ländern, die weitesten aus Finland. Eines hatten sie gemeinsam, sie hatten fröhlich-freudige Gesichter und strahlende Augen. Sie lobten Gott und alle diejenigen, die ihnen diese Reise ermöglichten. Sie sagten, sie hätten schon viele schöne Fotos der „Drei Zinnen“ gesehen. Aber das Hochgefühl, selbst unter den wuchtigen Felsen stehen zu dürfen, wäre unbeschreiblich.



Als wir zum Parkplatz zurückkamen, trafen wir einen älteren Mann, der allein auf einem Felsbrocken saß. Neben ihm lagen zwei Gehhilfen. Ich ging zu ihm heran und fragte ihn, ob er deutsch versteht. Er nickte erstaunt. Dann fragte ich ihn, ob ich ihm helfen könnte. Sichtlich erleichtert bedankte er sich freundlich und sagte, daß er nur auf seine Reisegesellschaft warte. Er könne nicht mehr gut laufen und habe sich deswe-

gen entschieden in der Nähe des Parkplatzes zu warten.

Wir hatten genügend Zeit, und so wollte ich ihm das Warten mit einem kleinen Gespräch verkürzen. Ich fragte ihn, ob es ihm nicht langweilig ist. Er antwortete: „Langweilig? Hier langweilig? Nee. Schauen sie sich doch mal um. Diese Felsen in fast greifbarer Nähe, das ist doch eine Sinfonie für die Augen. In einem Konzertsaal wird es ihnen doch auch nicht langweilig. Es sei denn, daß sie kein Verständnis für die Musik haben. Ich kann nicht mehr viel laufen, aber ich genieße meine Anwesenheit hier mit allen meinen Sinnen. Nicht nur die Ansicht der Berge, aber auch die Wärme der Sonne und das Säuseln des Windes können hier einen berauschen. Schauen sie, dort in der Felswand befinden sich Kletterer.“ Er reichte mir sein Fernglas. „Ist das nicht auch eine Spannung für Zuschauer, die nicht mehr dort hin können? Ich gönne es denen und drücke die Daumen, daß sie wieder heile runter kommen.“

Ich stutzte etwas über diese seine Ausführung und fragte ihn woher er komme was er von Beruf war. Er stellte sich vor, Heinrich K. aus Herne, früher Bergmann auf der Zeche Ewald. Als ich ihm dann sagte, daß ich aus Unna bin und meine Berufslaufbahn auf dem Pütt begann, und daß ich auch die Übertageanlagen von Ewald kenne, da leuchteten seine Augen noch mehr auf. Er wurde noch redseliger.

Er erzählte, daß er den Krieg heile überstanden hat, aber zwei Jahre in der Gefangenschaft verbringen mußte. Nach der Heimkehr und kurzer Erholung ging er zum Bergbau, um Geld zu verdienen und eine Familie zu gründen. Dann kamen die Kinder, ein Häuschen wurde gebaut, später der erste VW-Käfer gekauft. Damit wurden die ersten Ausflüge gemacht. Heinrich bewunderte den Aufbau von Dortmund und Bochum. Für größere Reisen reichte noch nicht das Geld, denn den Kindern mußte

die Ausbildung und eine Existenzgründung finanziert werden. Als er später mal nach Köln fuhr und vor dem Dom stand, dachte er, daß das schon das Höchste der Erlebnisgefühle ist. Erst im Ruhestand ließ er sich überreden, auch mal etwas weiter zu reisen. Und er zählte mir auf, wo er überall war. Natürlich nur mit der Familie oder mit Freunden. Allein könne er nicht mehr reisen, und zeigte auf seine Füße.

Ich fragte ihn, ob es ihm nicht leid tut, daß er nicht mitgehen konnte. Darauf sagte Heinrich einen großartigen Satz: „Die Schönheit der Natur muß man nicht unbedingt auf den Füßen erleben“.

Ich sprach dann die Straße an, auf der er mit einem Bus hierher kam. Diese ist doch ein Einschnitt in die Natur. Heinrich erwiderte: „Natur hin, Natur her. Jede Straße ist ein Einschnitt in die Natur. Sind wir Menschen nicht ein Teil der Natur? Es wäre doch jammerschade, wenn dieser Teil der Berge für uns ältere Menschen verschlossen geblieben wäre. Wir, die wir ein Leben lang schwer gearbeitet haben, haben auch ein Recht, etwas mehr zu sehen als nur unseren Pütt, unsere Wohnsiedlung und einen unweit gelegenen Park.“ Er zeigte mit seinem Krückstock auf die Felsen und fuhr fort: „Diese Felsen und das Geröll gab es höchstwahrscheinlich schon, als es noch keine Menschen gab. Und sie werden in kaum veränderter Form stehen bleiben, wenn es uns Menschen nicht mehr geben wird.“

Es nahte seine Reisegesellschaft. Heinrich stand auf und bedankte sich, daß ich ihm etwas Zeit zum Plaudern gewidmet habe. Wir trennten uns mit gegenseitigen guten Wünschen.

Auf dem Heimweg dachte ich noch lange nach über das Gespräch. War Heinrich ehrlich als er von dem Genuß der Natur in der Einsamkeit sprach? Habe ich ihn vielleicht gestört? Oder war er doch froh, daß er sich jemandem mitteilen konnte? *

Begegnungen in Israel und Palästina

- von Karola Schulz mit Thorsten Zimmermann -

1998 bestand der Staat Israel 50 Jahre. Aus diesem Anlaß organisierte das Amt der evangelischen Kirche Westfalen in Dortmund für zwanzig junge Männer eine Rüstzeit in Israel und Palästina. Es wurde eine außergewöhnliche Reise nach Israel mit Begegnungen zwischen Juden, Muslimen und Christen. Die jungen Menschen versuchten, in diesen geschichtsträchtigen Ländern ihren eigenen Glaubensursprung zu finden.

Den nachfolgenden Tagesbericht über seine Erlebnisse in Jerusalem schrieb einer der Teilnehmer, Thorsten Zimmermann.

Mein freier Tag in Jerusalem

Endlich mal ein Tag, an dem jeder sein eigenes Programm gestalten kann. Während einige es vorziehen nach Tel-Aviv zu fahren, um dort den Tag zu verbringen, ziehen es andere vor, noch einmal Jerusalem zu erkunden. Ich habe mich für das Letztere entschieden, da ich noch einmal das ganz besondere Flair dieser Stadt erleben will und zum anderen noch Mitbringsel einkaufen muß. Nach dem Frühstück mache ich mich also mit Philipp auf den Weg zum Basar.

Altstadt-Basar

Noch ist es leer in den engen Gassen, die mit Souvenirs vollgestellt sind. Kleider und Teppiche hängen von den Dächern damit sie den potentiellen Käufern besser ins Auge fallen. Der Duft von unzähligen Gewürzen steigt uns in die Nase. Die Ladenbesitzer (fast ausschließlich Männer) sitzen auf den vielen Treppenstufen oder in ihren Läden und nicht selten rauchen sie eine Wasserpfeife oder trinken Anistee.

Langsam füllen sich die Gassen, vor allem in den Strassenzügen, in denen es Lebensmittelläden und Haushaltswaren gibt. Die Straßen sind voll arabischen Lebens. Un-

zählige Frauen, alle verschleiert, kommen uns entgegen, kaufen Lebensmittel bei den Beduinenfrauen am Damaskustor oder unterhalten sich mit Freundinnen. Zudem sehen wir viele alte Männer, deren Gesichter von Sonne und Wetter gezeichnet sind, so daß man ihr Alter nicht zu schätzen wagt. Mit nur wenig Phantasie fühle ich mich in die Geschichten von 1001 Nacht zurück versetzt und Aladins Wunderlampe könnte ich bestimmt beim Altmetallhändler, bei dem wir gerade vorbei gehen, mit nur wenig Stöbern finden.

Der Geräuschpegel steigt beständig an und viele fremde Laute dringen an mein Ohr. Hier fühlt man sich nicht wie in Haifa, in einem westlichen Land, sondern wie in einer orientalischen Medina. Israel scheint hier total fern.

Wir lassen uns mit der Menge treiben und stehen plötzlich vor dem Damaskustor, wo es noch voller und lauter ist als in den engen Gassen der Altstadt. Vor dem Tor sitzen die alten Beduinenfrauen in ihren traditionellen Kleidern und verkaufen ihre Ware, meist Petersilie oder Weintrauben. Dazwischen versuchen fliegende Händler Kleidung und Haushaltswaren an den Mann zu bringen. Nicht nur die Vielzahl der Händler verursacht ein großes Gedränge, sondern auch die vielen Marktbesucher, die durch das Damaskustor in die Altstadt, oder diejenigen die durch das Tor das Markttreiben verlassen wollen. Wir gehören zur Gruppe der letzteren und verlassen die Altstadt, um in Richtung Mea Shearim zu gehen, dem Viertel der orthodoxen Juden Jerusalems.

Mea Shearim – Orthodoxes Viertel

Nach kurzem Fußweg, auf dem ich es genieße, ohne Gedränge und Geschiebe voran zu kommen, gelangen wir also zu Mea Shearim. Am Eingang dieses Viertels be-

finden sich mehrere Plakate auf denen steht: „Keep your neighbourhood holy“. Diese Plakate tun kund, daß sich „jüdische Töchter“ in diesem Viertel angemessen zu kleiden haben, was heißen soll, Röcke, die bis über die Knie gehen und Ärmel bis über die Ellbogen. Alles andere ist verboten, so z.B. auch, das Haar offen zu tragen. Diese Plakate wecken in mir ein ungutes Gefühl, da ich es nicht leiden kann, wenn jemanden vorgeschrieben wird, wie er sich anzuziehen oder zu verhalten hat. Naja,



Gebet an der Klagemauer

egal. Ein paar Meter weiter sehen wir eine riesige Tafel, die zwischen zwei Häusern angebracht ist, auf der steht, daß Touristen zwar generell willkommen sind, aber diese sich doch auch bitte angemessen kleiden sollten (Kopfbedeckung für Männer usw.). Da Philipp und ich aber keine Kopfbedeckung dabei haben, beschließen wir, erst einkaufen zu gehen, dann zurück zum Hospiz, um Mützen zu holen und dann noch mal zu Mea Shearim.

Gesagt, getan. Wieder gehen wir durch das Gedränge in die Altstadt. Die vielen kleinen Gassen hier sind so verwinkelt, daß wir uns bestimmt dreimal verlaufen haben, bis wir vom Marktviertel ins Touristenviertel gelangen. Dort kaufe ich meine Mitbringsel, natürlich nicht ohne kräftig zu handeln, obwohl ich weiß, daß mich der Händler trotzdem übers Ohr haut, weil er trotz des Handelns noch fetten Gewinn macht. Auch Philipp kauft noch das eine oder andere Souvenir und gegen 13.00 Uhr sind wir wieder am Hospiz, bepackt mit unzähligen Plastiktüten. Etwas später, als wir uns für Mea Shearim angemessen angezogen haben, machen wir uns erneut auf den Weg. In Mea Shearim, fühle ich mich wie in einer ganz anderen Welt. Hier sieht man nur orthodoxe Juden in ihren schwarzen Anzügen mit den großen schwarzen Hüten, den buschigen Bärten und den langen Schläfenlocken.

Ein bißchen unwohl fühle ich mich schon hier, wie ein Eindringling, der nicht hierhin gehört. Viele Leute, vor allem Kinder, schauen uns nach oder gucken uns länger an, als man es im Vorbeigehen normalerweise tut. Oder bilde ich mir das nur ein!? Ich weiß es nicht. Als wir dann an einer Schule vorbeikommen und einen Blick durch ein Fenster ins Klassenzimmer werfen können, erschreckt es mich schon zu sehen, daß auch die kleinen Jungen genau wie ihre Väter angezogen sind, von Hosen Marke „Baggy Style“ oder Markenpull-overn keine Spur.

Etwas anderes, was mir an Mea Shearim auffällt ist, daß viele Häuser verkommen und absolut renovierungsbedürftig sind. Außerdem ist dieses Viertel „total hebräisch“; denn im Gegensatz zum restlichen Israel sind Plakate und Ladenschilder hier ausschließlich hebräisch und nicht zusätzlich in arabisch und englisch geschrieben. Langsam verlassen wir Mea Shearim wieder und machten uns auf den Weg in die Neustadt.

Die Neustadt

Was für ein Unterschied!! Vor einer halben Stunde noch in der mittelalterlich arabisch anmutenden Altstadt, dann in dem ultrareligiösen Mea Shearim und nun die Neustadt, die es mit jeder Innenstadt europäischer Großstädte aufnehmen kann. Konsumtempel, Fast-Food-Läden und Bankenkomplexe. Was noch hinzukommt, ist der typische Großstadtlärm, die übelriechenden Abgaswolken der Autos und die Hektik, die durch die vielen eilig an einem vorbeilaufenden Menschen verursacht wird. Ganz anders als in Mea Shearim, wo die Menschen Zeit füreinander haben und an jeder Ecke kleine Grüppchen stehen, die ein Pläuschchen halten. Mir wird immer mehr bewusst, daß diese Stadt aus ganz vielen kleinen Mikrokosmen besteht, die alle mehr oder weniger unabhängig nebeneinander existieren. In jedem Mikrokosmos hier finden wir eine Art von Menschen mit einer anderen Religion, Abstammung, Lebenseinstellung und Meinung.

Nur selten, so habe ich das Gefühl, begibt sich jemand aus seiner kleinen Welt in ein anderes Viertel. Jeder bleibt schön für sich in seinen Grenzen.



*Na los, du störrischer Esel!
Stell dich nicht so an!
Es hat keinen Zweck, wir müssen zurück.*

Mittlerweile ist es später Nachmittag und wir machen uns auf den Rückweg zum Hospiz. Morgen müssen wir leider nach Deutschland zurückfahren *

Alle Macht (Staatsgewalt) geht vom Volke aus...

- von Klaus W. Busse -

Geht es Ihnen genauso wie mir? Möchten Sie auch etwas ändern und stellen fest, daß Sie es nicht können? Und gehören auch Sie zu Leuten, denen das Wort „Unglaublich“ zur Zeit sehr häufig über die Lippen kommt? Dann nehmen sie Anteil an der politischen Diskussion, die wie nie zuvor täglich über irgendein Medium zu Ihnen ins Haus kommt. Die entfachte „Schlacht“ zwischen den Parteien über Spenden, Koffer und Anderkonten sowie Vorteilsnahme durch Dritte ist das beherrschende Thema. Die eigentlichen Sachthemen treten dabei völlig in den Hintergrund. Kaum ein Tag vergeht, wo es nicht neue Enthüllungen gibt. Interessant sind dabei die feinnervigen Formulierungen zum eigenen Verhalten. Mal ist es

juristisch gesehen in Ordnung, politisch aber unklug, einen Tatbestand zu verschweigen. Daß dabei die Glaubwürdigkeit der Parteien und handelnden Personen auf dem Spiel steht, ist bei dem Einsatz der Medien nicht verwunderlich. Sie transportieren uns ein Bild ins Haus, wo es einem schwer fällt, sich sachlich festzulegen. Die politische Klasse oder die sich dafür halten hat einen erschreckenden Höhepunkt an Verlogenheit erreicht. Waren doch gerade die jetzt in der Öffentlichkeit stehenden Personen, die ein Mandat bekommen haben, um neben



Poilitker – Wolf im Schafspelz?

Sachverstand auch Glaubwürdigkeit in der Politik zu vertreten.

Bei dieser Auseinandersetzung sollten wir, der Souverän (das Volk), uns doch einmal

unsere Verfassung, genauer gesagt, den Artikel 20 des Grundgesetzes in Erinnerung rufen. Dort heißt es:

„Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus. Sie wird vom Volk in Wahlen und Abstimmungen und durch besondere Organe der Gesetzgebung, der vollziehenden Gewalt und der Rechtsprechung ausgeübt.“

Die besondere Bedeutung dieses Artikels 20 liegt aber in der Festlegung, daß dieser Artikel in seinem Wesensgehalt nicht abgeändert werden darf (Art. 79 Abs. 3 GG).

Er soll verhindern, daß auf legalem Weg die Verfassung außer Kraft gesetzt werden kann. Die 1. Deutsche demokratische Verfassung, die „Weimarer Reichsverfassung“, lieferte 1933 selbst die gesetzlichen Möglichkeiten, mit deren Hilfe sie ausgehebelt wurde. Dies soll der Art. 79 Abs. 3 GG unmöglich machen.

In unserem Staat nimmt der deutsche Bundestag und die Landtage der Länder die Stellung des obersten demokratischen Organs ein. Aus Abgeordneten zusammengesetzt, werden sie als Vertreter des ganzen Volkes oder eines Bundeslandes in allgemeiner, unmittelbarer, freier, gleicher und geheimer Wahl gewählt (Art. 38 GG). Der Bundestag oder die Landtage verkörpern den Volkswillen, der durch die Wahl auf sie übertragen wird. Darin drückt sich die parlamentarische Regierungsform aus, welche die Bundesrepublik Deutschland kennzeichnet.

Wählen bedeutet somit die Teilnahme am politischen Entscheidungsprozess. Seit es Gesellschaften gibt und die Macht eine Rolle spielt, muß der Träger der Macht ermittelt werden, wenn er sie sich nicht durch Gewalt selbst nimmt.

Die Wähler bestimmen dann, welche wenigen - die Gewählten - die Macht ausüben sollen. Mit dem Wahlakt legitimiert der Bürger

Bundes- oder Landtagsabgeordnete (Repräsentanten), für ihn die politische Entscheidung zu treffen. Er beauftragt diese mit der politischen Machtausübung aber nur für eine bestimmte Zeit (vier oder fünf Jahre). Bei einer Wahl kann sich zeigen, wie weit Einverständnis zwischen Regierten (dem Volk) und Regierenden (Bundes/Landesregierung) vorhandenen ist. Der Wähler muß zwischen unterschiedlichen und sachlichen Alternativen unterscheiden. Die Einflußmöglichkeiten des Wählers bei der Wahl sind verschieden. Der Wähler hat zu entscheiden zwischen konkurrierenden Sachprogrammen und Personalangeboten der Parteien. Bei der Auswahl der Kandidaten hat der Bürger kein Beteiligungsrecht. Diese werden von den Parteien nach unterschiedlichen Gesichtspunkten aufgestellt und den Wählern dann auf einer Landesliste angeboten.

Wenn die Parteien mehrheitsfähig bleiben wollen, müssen sie auch die Interessen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen aufnehmen. Sie müssen sich als Volkspartei darstellen, die grundsätzlich für alle Teile der Bevölkerung wählbar ist.

Am Wahltag haben Sie als Wähler die Möglichkeit, nicht nur über die politischen Zielvorstellungen für die Zukunft, sondern auch über die politischen Ergebnisse der vergangenen Legislaturperiode zu urteilen. Es liegt in der Hand des Bürgers zu entscheiden, ob er der oder den regierenden Parteien die politische Mehrheit entzieht oder beläßt. Somit übt er eine politische Kontrolle aus.

Seien Sie sich dessen bewußt und zwar immer dann, wenn eine Wahl ansteht. Im Mai diesen Jahres wird ein neuer Landtag in Nordrhein-Westfalen gewählt. Der Wahlkampf hat bereits begonnen. *

Quelle: GG für die BRD von Model/Müller



Besuch im Zentrum für Gerontotechnik

- von Rudolf Geitz -

Die Mitglieder unserer Redaktion folgten im November einer Einladung zur Besichtigung im „Zentrum für Gerontotechnik“ in Iserlohn. Die 1993 gegründete gemeinnützige Gesellschaft für Gerontotechnik, kurz GGT, beschäftigt sich mit der Erprobung, Begutachtung und Verbesserung senioren-gerechter, und somit auch benutzerfreundlicher Produkte. Auch die Neuentwicklung von Geräten und Einrichtungen wird von der Gesellschaft betrieben. Einer der Geschäftsführer ist der Unnaer Professor Dr. Heinrich Reents, welcher schon mit vielen seiner Erfindungen große Erfolge verbuchen konnte.

Die bundesweit einmalige Ausstellung in Iserlohn zeigt auf ca. 1000 Quadratmetern eine große Anzahl von Gegenständen des täglichen Gebrauchs. Schwerpunkte der ausgestellten Einrichtungen und Geräte sind die Bereiche Küche, Bad, Heim und Garten sowie Hilfsmittel für kranke und behinderte Menschen.

In recht anschaulicher Weise führte uns Herr Jantzen 3 Stunden durch die einzelnen Ausstellungsbereiche. Besonderen Wert legte er dabei auf den Hinweis: „Dies ist kein Museum.“ Die Besucher sind aufgefordert, die Exponate äußerst kritisch zu begutachten. Auch die eigenen Erfahrungen mit den vielen kleinen Unzulänglichkeiten im Umgang mit Dingen des täglichen Gebrauchs werden gern entgegengenommen.

Wer kennt nicht den Ärger mit den Vakuum-Verschlüssen an Gurken- und Senfgläsern, oder mit dem Shampoo in einer Aufreißpackung unter der Hoteldusche. Ganz zu schweigen von Kartoffelchips in Tüten, die explosionsartig den Inhalt auf den Teppich befördern. Mit diesen oder ähnlichen Dingen hat jeder schon seine negativen Erfahrungen.

Hier gilt es nun Abhilfe zu schaffen durch

besser durchdachte Konzeptionen oder andere Materialien. Es gibt aber auch Dinge, über die der junge Mensch lächelnd hinwegsieht, die für einen älteren Menschen aber ein unüberwindbares Hindernis darstellen können. Für diese Fälle sind nun möglichst einfache Konstruktionen gefragt, welche es auch Senioren und Behinderten ermöglichen, ihren häuslichen Tagesablauf stressfrei abzuwickeln.

An diesem Punkt beginnt die Zielsetzung der „Gesellschaft für Gerontotechnik“ unter dem Motto „Entwickle für die Jungen, und Du schließt die Alten aus. – Entwickle für die Alten, und Du schließt die Jungen ein“. In Verbindung mit der herstellenden Industrie, technischen Hochschulen und Instituten wird in vielen Fachbereichen geforscht und verbessert. Die daraus entstehenden Neuprodukte werden dann unterschiedlichen Tauglichkeitsprüfungen unterzogen. Neben professionellen Prüfern stehen auch eine Senioren-Wohnanlage und private Haushalte für die alltägliche Gebrauchsprüfung zur Verfügung.

Da eine Aufzählung aller in Iserlohn ausgestellten Produkte hier nicht möglich ist, bleibt einfach die Empfehlung: Hinfahren, anschauen, kritisch prüfen und Erfahrungen sammeln oder auch einbringen. *

Benutzerfreundlich & Seniorengerecht

...lautet der Titel des Ratgebers, den das zuständige Hessische Ministerium gemeinsam mit der dortigen Verbraucherzentrale und der Gesellschaft für Gerontotechnik herausgibt. Die Broschüre mit ihrer Fülle an Informationen soll eine Entscheidungshilfe für Verbraucher und Verbraucherinnen sein, wenn es um den Kauf neuer Produkte geht.

Für 8,- DM zu bestellen bei:

Gesellschaft für Gerontotechnik mbH,
Max-Planck-Str. 5, 58638 Iserlohn,
Tel. 02371/95 95 0

Der Elbebiber

- von Magdalene Henneberg -

In Deutschland bestehen zur Zeit 12 von der UNESCO 1979 anerkannte Biosphärenreservate mit einer Gesamtfläche von 12.046 qkm. Das Reservat „Mittlere Elbe“ gehört zu den ältesten. Seine historische Entwicklung geht bis auf das Anhaltinische Naturschutzgesetz von 1923 zurück. Es ist das bisher einzige internationale Schutzgebiet dieser Kategorie in Sachsen-Anhalt und befindet sich in den Regierungsbezirken Dessau und Magdeburg.

1927 wurden das Biberschutzgebiet „Pelze“ sowie Teile des Külmanner Sees als Schutzgebiete für den Elbebiber und die Wassernuss ausgewiesen.

Durch Einbeziehung weiterer Bereiche der Auenlandschaft wurde 1990 aus dem ehemals zweigeteilten Reservat das Biosphärenreservat „Mittlere Elbe“ geschaffen.

Der größte zusammenhängende Auenwaldkomplex Mitteleuropas war im Laufe seiner Bestandsentwicklung letztes Rückzugsgebiet der Elbebiber. Er findet hier heute wieder seine Hauptverbreitung.

Diese vom Aussterben bedrohte Tierart genießt bundesweit den höchsten Schutzstatus.

Sicher haben Sie schon etwas über Biber erfahren. Doch wer von Ihnen hat einen in der freien Natur beobachten können? Die größten europäischen Nagetiere stellen für

interessierte Besucher eine Attraktion dar. Die Spuren seiner Lebensweisen sind vielerorts zu finden. Beobachten kann man diese Tiere in einem ihrer natürlichen Lebensräume, in der Biberfreilanlage. Sie umfaßt eine Fläche von ca. 11.000 qm. Ihr Zentrum ist eine etwa 650 qm große Wasserfläche. Seit zwei Jahren leben die Elbebiber hier. Das natürliche Nahrungsangebot an Pappeln und Lärchen wurde erweitert,

vor allem durch Stecken von Weidenhölzern und das Einbringen von Wasserpflanzen.

Das nachtaktive Tier frißt grundsätzlich am Ufer. Seine Reviermarkierung entsteht durch Bibergeil, ein Drüsensekret, stark riechend. Durch sein scheues Wesen ist es schwierig einen Einblick in seine Lebensweise zu erhalten; tagsüber schläft er.

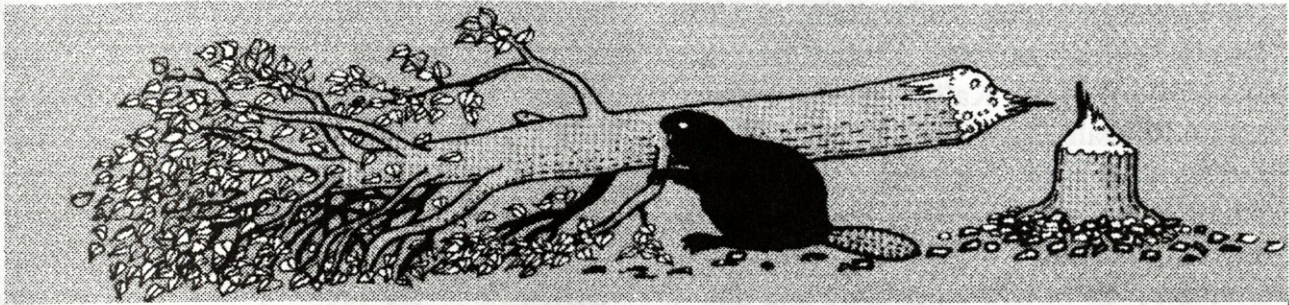


Ein ausgewachsener Elbebiber hat eine Körperlänge bis zu 140 cm und ein Gewicht von ca. 35 kg. Äußerlich lassen sich die Geschlechter nicht unterscheiden. Mit drei Jahren sind sie geschlechtsreif und paaren sich im zeitigen Frühjahr. Nach einer Tragezeit von 105 Tagen werden bis zu fünf Junge geboren. Nach zwei Jahren verlassen die Jungen das Revier, um eine eigene Familie zu gründen.

Die Schwimmhäute an den Hinterfüßen und der spindelförmige Körper ermög-

lichen dem Biber eine schnelle Fortbewegung im Wasser. Der abgeflachte Schwanz, die Kelle, ein typisches Kennzeichen, funktioniert dabei als Steuer.

Von 150 Pflanzenarten bevorzugt er Seerosen, Weiden und Pappeln. Der Biber hält keinen Winterschlaf; er ist einer der wenigen Tierarten, die ihren Lebensraum durch



Die haarlose, mit Schuppen bedeckte Kelle, dient der Regulierung der Körpertemperatur. Der Biber muss sein sehr dichtes, einfarbig braunes Fell ständig putzen und fetten. Die zweite Hinterfußzehe, als Doppelkralle ausgebildet, wird in der Art eines Kammes eingesetzt.

Die Ohren und Nase können beim Tauchen verschlossen werden. Dies ermöglicht dem Biber 15 Minuten unter Wasser zu bleiben. Sein Nagegebiss (paarige Schneidezähne im Ober- und Unterkiefer) kann einen 10 cm dicken Weidenholzstamm in einer Nacht fällen. Dabei arbeitet nur ein Tier am Baum. Die Rinde, dünne Zweige und Blätter dienen als Nahrung. Bei einem ausgewachsenen Biber beträgt der Tagesbedarf etwa ein Kilogramm.

die Anlage von Dämmen aktiv gestalten.

Die Biberburg hat im oberen Teil einen Wohnkessel in etwa einer Höhe von 50 - 80 cm, einen Durchmesser von einem Meter und ist mit trockenen Holzspänen ausgekleidet.

Der Biber (griechisch Kastoras) ist eine der ältesten heute lebenden Säugetierformen der Erde. Im Biosphärenreservat „Mittlere Elbe“ leben 500 Elbe-Biber. Von bundesweit 4.000 Tieren ist die Hälfte in Sachsen-Anhalt heimisch. Das Zerstören von Biberdämmen ist strengstens untersagt.

Die Elbebiber im Biosphärenreservat „Mittlere Elbe“ können nur erhalten werden, wenn wir Menschen ihre Lebensräume als geschützt akzeptieren.

✱

„Alter ist anders“

Ausstellung in der Bürgerhalle zeigt positive Altersbilder

„Alter ist anders“ - unter diesem Motto steht die mobile Ausstellung des NRW-Familienministeriums, die vom 10. bis 20. April 2000 in der Bürgerhalle des Rathauses zu sehen ist. Porträts älterer Menschen aus NRW und Bilder aus dem Alltag werden ergänzt durch Informationen zu den Zielen und Schwerpunkten der Landesseniorenpolitik.

Ältere Menschen werden häufig klischeehaft nur über altersspezifische Probleme wahrgenommen. Als werbewirksames Kontrastprogramm dazu können dann bestenfalls die „jungen und aktiven Alten“ gelten. Dabei bleiben Vielfalt und Vielschichtigkeit der Altersbiografien genauso auf der Strecke wie die unterschiedlichen Bedürfnisse älterer Menschen und ihre Fähigkeiten. Die Ausstellung möchte positive Akzente gegen das stereotype Altersbild setzen.

Die für die Ausstellung porträtierten Menschen im Alter zwischen 59 und 100 Jahren stehen mit ihren unterschiedlichen Biografien und Lebenslagen stellvertretend für die ältere Generation. Fotografische Motive, die typische Alltagserfahrungen aufgreifen, ergänzen die Porträts.

Umgeblättert und abgerissen

- von Heinz Naß -

Altgriechischer Kalender

Die Griechen hatten Stadtstaaten, in denen jeweils eigene an der Umlaufbahn des Mondes orientierte Kalender mit 12 Monaten und Schaltjahren im 8- oder 19-Jahres-Zyklus angewendet wurden. Die Wissenschaftler Kallipos und Hipparch verbesserten den Kalender. 776 v. Chr. wurden die Olympischen Spiele eingeführt und alle 4 Jahre abgehalten. Ab dem 4. Jh. v. Chr. wurde in Olympiaden gerechnet. Die Jahre trugen den Namen des Siegers. 394 schafften die Römer die Spiele ab.

Die Griechen setzten das Jahr 1 n. Chr. gleich mit dem Jahr 5509, dem Beginn ihrer Ära.

Für uns in Europa ist der **Römische Kalender** derjenige, nach dem wir unser Leben einteilen.

Er beruht auf geschichtlichen Ereignissen, nach denen der Trojaner Aeneas mit einer Schar Krieger auf der Flucht vor griechischen Truppen in Italien landete und die Stadt Alba Longa an der Küste gründete. Sie brachten womöglich auch ihren Kalender mit. Nach der Sage war eine der Nachkommen Rea Sylvia, die vom Kriegsgott Mars geheiratet wurde und die Zwillinge Romulus und Remus gebar. Deren Onkel ließ die Knaben aussetzen. Die Götter aber schickten eine Wölfin um die Kinder zu retten. Groß geworden rächten sie sich an dem Onkel und gründeten eine Stadt auf den Palatinischen Hügeln. Über deren Führung konnten die Brüder sich nicht einigen. Im Zweikampf tötete Romulus den Remus und nannte die Stadt Rom. Damit begann das Jahr 1 der Ära des Römischen Kalenders.

Dieser Kalender hatte nur 10 durchnummerierte Monate und 304 Tage. Im 8. Jahrhundert v. Chr. wurden die ersten 4 Monate mit Namen von Göttern bezeichnet. Gut

hundert Jahre später wurden zwei Monate hinzugefügt, der Januarius mit 29 und der Februarius mit 28 Tagen. In der Zeit der Republik versuchten die Römer ohne Erfolg den Sonnenlauf im Kalender zu berücksichtigen. Danach wurde der Kalender immer verworrener. Es gab in jedem Monat Tage, die sich an festgelegten Daten orientierten (z.B. die Iden). 153 v. Chr. wurde der Jahresbeginn auf den 1. Januar festgelegt.

Marcus Terentius Varro hatte die Idee, Jahre von einem festen Zeitpunkt an zu zählen. Er nahm das Jahr 753 v. Chr. (Gründung Roms) als Ausgangspunkt der Varronischen Ära. Darin wurden die Jahre nach Konsuln benannt.

Souvenir aus Ägypten

46 v. Chr. kam Cäsar aus Ägypten zurück und brachte neben dem Sieg auch einen neuen Kalender mit. Er beauftragte Sosigenes mit der Aufstellung. Jedes Jahr hatte nun 12 Monate und 365, alle 4 Jahre 366 Tage. Die Monate hatten 30 und 31 Tage, der Februar 28 bzw. 29 Tage, wobei im Julianischen Kalender der 24. Februar doppelt gezählt wurde. Diese Merkwürdigkeit ist heute noch in manchen Kirchenkalendern zu finden. Zum Dank benannte der Senat den alten Monat Quintilius in Julius um. Soweit die Theorie. Die Beamten verstanden den Kalenderrhythmus nicht und verlegten das Schaltjahr ins 3. Jahr. Cäsars Nachfolger erkannte den Fehler und ließ zwischen 8 vor und 8 nach Chr. die Schaltjahre ausfallen. Danach ehrte er sich selbst und gab dem Monat Sextilius den Namen Augustus. So entstanden die Monatsnamen, die bis heute Gültigkeit haben.

Dieser Kalender wurde überall, wo die Römer waren, verbreitet. Die christliche Kirche mit dem Oberhaupt in Rom vervoll-

ständigte den Siegeszug des Kalenders. Eine Änderung führte sie ab dem Mittelalter ein: Die Jahre wurden ab Christi Geburt gezählt. Die Idee hatte der Abt Dionysios Exiguus. Er mußte aber das Geburtsjahr Jesu schätzen. Für seine Berechnungen setzte er das Jahr 248 nach Amtsantritt Diokletians mit dem Jahr 532 n. Chr. gleich. Dieser Kalender verbreitete sich schnell und war überall in Europa gebräuchlich. Ein Nebeneffekt war, daß die Schaltjahre auf Jahre fielen, die sich ohne Rest durch vier teilen lassen.

Johannes Keppler stellte 1606 fest, daß der

Gerangel um das Oster-Datum

Wirkung zeigte dieser Fehler vor allem beim Osterfest. Im Jahre 325 n. Chr. versuchte das Konzil von Nikäa (heute Türkei) das Osterdatum festzulegen, da es in vielen Kirchengemeinden Streit über das genaue Datum gab. Voraussetzung dafür war die Festsetzung des Frühlingsanfangs auf den 21. März (Tag- und Nachtgleiche). Ostern war dann der erste Sonntag nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang (Zusammenhang mit jüdischem Passahfest). Der Fehler wurde immer offensichtlicher, aber es dauerte noch

bis 1582, als Papst Gregor XIII die Änderung per Dekret verkündete. Er ließ die 10 bis dahin angesammelten Tage einfach ausfallen (5.-14.10.1582). Weil der Julianische Kalender in 400 Jahren um 3 Tage vorging, erhielten nur die Säkularjahre einen Schalttag, die durch 400 teilbar sind (1600 und 2000).

Eine Änderung betraf das Osterfest. Es beginnt zwischen dem 22. März und dem 25. April. Da für diese Änderungen keine wissenschaftliche Begründung vorlag, wurde der Gregorianische Kalender nur in den katholischen Ländern Italien, Portugal und Spanien angenommen. Als letzte führten

ihn zum Anfang dieses Jahrhunderts Rußland, Türkei und China ein. Durch Weglassen eines Schalttages alle 4000 Jahre stimmt unser Kalender ganz genau mit dem Lauf der Erde um die Sonne überein.

Endlich!

Weitere Kalendersysteme werden in der nächsten Ausgabe vorgestellt



Ausgangspunkt der Jahreszählung nicht stimmte. Der Stern von Bethlehem (ein Zusammenstehen der Planeten Jupiter und Saturn) wurde danach im Jahre 7 v. Chr. beobachtet. Heute ist der Kalender nicht mehr zu ändern.

Er ist außerdem falsch, weil um 12 Minuten pro Jahr zu lang.

★



Der „Friedrichsborn“ mit Gradierwerk

Technischer Fortschritt vor 250 Jahren.

- von Rudolf Geitz -

Das bekannteste Wahrzeichen Königsborns, der „Friedrichsborn“, feiert in diesem Jahr sein 250jähriges Bestehen. Die gestiegenen Anforderungen an die Salzqualität und auch an die zu liefernde Salzmenge führten schon zur damaligen Zeit im Betrieb der Königsborner Salzwerke zur Einführung technischer Neuerungen. Die bis heute noch erhaltene „Windkunst“ ist einziger Zeuge aller Königsborner Salinenanlagen. Errichtet wurde dieser Mühlenturm 1750 über dem drei Jahre zuvor abgeteuften Solebrunnen „Friedrichsborn“. Die mittels Windkraft angetriebenen Pumpen im Turm beförderten die Sole auf das angrenzende Gradierwerk „Friedrichsbau“. Eine zweite ähnliche Windkunst arbeitete am „Glückauf Brunnen“. An anderen Gradierwerken der Saline übernahmen die „Roßkünste“, also Pferdegöpel, diese bis dahin von Menschenhand geleistete Arbeit. Zur weiteren Steigerung der Salzproduktion kam beim 1766 abgeteuften „Ludwigsborn“ erstmals eine aus England gelieferte „Wasserkunst“ zum Einsatz. Um weitere „Wasserkünste“ zur Hebung der Sole einsetzen zu können, wurden Süßwasserbrunnen erschlossen und Sammelteiche angelegt. Ein „Kunstkanal“ führte Wasser aus den Niedermassener Quellen zum großen Wasserrad der „Haupt-Wasserkunst“, um aus „Goldene Sonne-“ und „Friedrich-Anton-Brunnen“ Sole auf den 1771 errichteten „Wilhelms-Gradierbau“ zu heben. Bei Kanalarbeiten im Dezember 1999 wurde der gemauerte Durchlaß dieses „Massenbornschen-Kanals“ am Afferder Weg nochmals freigelegt. Eine der letzten technischen Neuerungen im Bereich der Königsborner Saline war die aufsehenerregende Inbetriebnahme der „Feuermaschine“ am 1. August 1799. Die in der Afferder Bauerschaft Vaersthausen erstellte riesige Dampfmaschine ersetzte mit ihrer für damalige Verhältnisse gewaltigen Leistung von 21,2 Pferdestärken die bisherigen Pferdegöpel. Am 7. Juni 1932 tat sie ihren letzten Hub und verfiel. ✱